

# An der Schwelle des Überflusses

Von

Michael Kröll-Wien

**Inhaltsverzeichnis:** 1. Not formte den Menschen S.1 — 2. Die Not auf dem Rückzuge S.5 — 3. Freizeit-Konsumgesellschaft S.9 — 4. Ungelöste Gemeinschaftsaufgaben S.13 — 5. Gemeingeist als Voraussetzung S.17

## 1. Not formte den Menschen

„Verflucht sei dein Acker, mit Kummer sollst du dich darauf nähren, Dornen und Disteln soll er dir tragen, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen, bis du wieder zu Erde wirst, wovon du gekommen bist!“ Wohin der Schreiber der Bücher Mose eben auch blickte, überall sah er hartes und langes Tagewerk, zu vollbringen in Hitze und Kälte und mit dürftigstem Ertrage. Mußte er daraus nicht deuten, es laste ein Fluch Gottes auf der Menschheit, verschuldet durch eine so schwere Sünde der Ureltern, daß er sich forterben müsse von Geschlecht zu Geschlecht. Nun lebte dieser Schreiber auf dem harten Boden Israels, aber erschlossen sich denn nicht anderen Völkern wenigstens hie und da Täler von höchster Fruchtbarkeit, in denen sich der Fluch zum Segen umkehrte? Ach nur zu häufig entrissen auch dort Dürren oder Überschwemmungen den Bewohnern die schönsten Ernten oder Heuschrecken oder Seuchen fielen über sie und, mögen sie auch von solchen Plagen verschont geblieben sein, der Fluch der Erbsünde wirkte doch aufs deutlichste weiter durch einen hemmungslosen Fortpflanzungstrieb, so daß gerade in den reichsten Landstrichen die Bevölkerung überquoll und die Kopfanteile an den Ernten noch geringer wurden als in unwirtschaftlichen Breiten.

Drückender Mangel, harte Plage begleiten den Menschen sicherlich schon durch die Jahrhunderttausende der vorgeschichtlichen Zeit, Not heißt die schwere Wolke, die immerzu kalte Schauer auf ihn aussendet und nur selten einen Sonnenstrahl durchläßt und wenn sich nun auch die Mühen und Entbehrungen des Daseins in der geschichtlichen Zeit mit der Annäherung an die Gegenwart gemildert

haben, so ist doch auch noch die am Beginne unseres Jahrhunderts geborene Generation durchaus unter dem Eindrucke aufgewachsen, daß nur eine alle Menschenkraft zu äußerst ausschöpfende Berufsarbeit ein erträgliches Auskommen und wenige bescheidene Freuden ermöglicht, daß aber der Masse der Berufstätigen kaum jemals längere Ruhepausen und irgendwelche Üppigkeit gegönnt seien. Wenn aber unsere Altvordern sich der Tröstungen des Glaubens erfreuten, der ihnen nach dem Durchschreiten des irdischen Jammertales als Lohn ein himmlisches Jerusalem verhieß, so vermag sich der neuzeitliche Skeptiker auch nicht mit solchem Troste zu sättigen und empfindet selbst gemilderte Not nur noch schwerer. Andererseits hat sich bei diesem skeptischen Geschlechte weithin die Vorstellung eingenistet, daß die Not keineswegs einem göttlichen Fluche entsprungen sei, sondern durchaus immanente Wurzeln habe. Weder die Kargheit der Natur noch der hemmungslose Vermehrungstrieb seien an ihr schuld, sondern allein die menschliche H a b s u c h t. Sie habe die Starken und Gewissenlosen nicht nur verleitet, sich weit mehr von den Naturschätzen anzueignen, als ihnen zukomme, also die Masse der Schwachen um ihren gerechten Anteil zu bringen, sondern darüber hinaus, diese auch noch zu versklaven, sie zu ihren Arbeitstieren zu machen. Herrschte nicht diese unersättliche Habsucht, bestünde distributive Gerechtigkeit, dann wäre genug da für alle, es brauchte niemand zu darben und sich zu erschöpfen. Mußte sich aber nicht auch solchen Sozialkritikern die folgende Vermutung aufdrängen: je ärger die Ungleichheit, um so geringer die Zahl der Bevorzugten und wenn man nun auch deren wenn auch noch so gewaltige Reichtümer gercht verteilte, die Aufsplitterung auf die Riesenzahl der Entrechteten würde diesen kaum eine fühlbare Erleichterung bringen. Mochten also Habsucht und unverdienter Reichtum noch so verdammenswert sein, die Hoffnung, daß mit ihrer Beseitigung alle Not überwunden wäre, mußte als trügerisch erscheinen. Ist die Natur zu karg, die Menschenzahl zu groß, dann vermag auch die höchste Gerechtigkeit nicht genügend Brot zu schaffen.

Versucht man die menschliche Gesellschaft und ihre Geschichte zu deuten, dann erklären sich in der Tat alle grundlegenden gesellschaftlichen Einrichtungen und alle entscheidenden geschichtlichen Tendenzen, die konstruktiven wie auch die destruktiven, weitestgehend aus der m a t e r i e l l e n N o t. Da ist vor allem die Rechtsordnung, der es überall zufällt, vor allem zwei fundamentale Güter zu schützen, die Person und das E i g e n t u m. Die Institution des Eigentums aber empfängt ihren Sinn durchaus aus dem Güter m a n g e l oder doch der Güter k n a p p h e i t, denn nur knappe Güter werden ausschließlich in Besitz genommen, was im Überflusse da ist, das

steht dem freien Zugriffe Aller offen, das ist ein freies Gut. Unter den Rechtsbrüchen aber sind weitaus die häufigsten die Delikte aus Gewinnsucht, so Diebstahl, Raub, Unterschlagung, Betrug und sie nehmen um so mehr überhand, je größer die Not ist, während sie in Zeiten des Wohlstandes stark zurückgehen. Da ist ferner das System der gesellschaftlichen Wirtschaft. Nur weil von einer gewissen Bevölkerungsdichte an ein autarkes Wirtschaften nicht einmal das nackte Existenzminimum, geschweige denn ein angenehmes Leben sichern konnte, haben sich die Menschen, obgleich anfangs sehr widerstrebend, zur Arbeitsteilung entschlossen, um so die Arbeit ergiebiger zu gestalten. Da aber auch die arbeitsteilige Produktion die Güterknappheit nicht überwinden, sondern nur mildern konnte, haben sie die Institution des Tauschverkehrs entwickelt, der die Verteilung des unzureichenden Sozialproduktes an die Mitwirkenden im Verhältnis ihrer produktiven Beiträge intendiert, also die gemeinschaftliche Erzeugung mit dem Prinzip der individuellen Aneignung in Einklang bringt. Alle die verwickelten Einrichtungen der Marktwirtschaft und des Geschäftsverkehrs, vor allem Geld und Kredit, Preis- und Einkommensbildung, das Erwerbsunternehmertum, der richterliche Schutz der Verträge, sie gewinnen ihren Sinn durchaus aus dem Gütermangel, in einem Schlaraffenlande wären sie völlig sinnlos. Aber auch bei jenen Gütern, an denen ein relativ unbeschränkter Gemeingebrauch möglich ist, wie etwa bei den Straßen, besteht das Mangelverhältnis insofern, als die für Bau und Erhaltung beizubringenden Leistungen, seien sie natürlicher oder geldlicher Art, knapp sind, so daß es eines ausgeklügelten Steuersystems bedarf, um den sich hier auftuenden Interessengegensatz der Individuen zu überwinden. Wie alle diese Einrichtungen rational wirken, das wurde schließlich zum Objekt einer wissenschaftlichen „Ökonomie“, einer Lehre vom Volks- und vom Staatshaushalte, die beide nur darauf zielen, die Not zu überwinden.

Das notwendige Gehäuse für alle diese im Gütermangel und im Wirtschaftlichen wurzelnden Institutionen aber ist der Staat, obgleich er sicherlich auch andere Funktionen hat, also nicht, wie die Kommunisten behaupten, mit dem Wegfall dieser Institutionen auch „absterben“ würde. So lange nun aber die Menschen nicht fähig sind, einen Staat auf demokratische Art zu gründen, müssen sie sich einer Herrschaft unterwerfen. Hier erweist nun wiederum die Geschichte, daß die Handhabung dieser Herrschaft allzumal durch die Knappheit der Güterdecke bestimmt ist. Die Machthaber, vom Schirmvogt aufwärts bis zur Reichsgewalt, lassen sich ihre Ordnungs- und Schutzfunktionen von den Untertanen überaus teuer bezahlen. In der Feudalordnung steht Grund und Boden im Eigentum einer

herrschenden Klasse, die Dienenden müssen sich dessen Nutzung durch schwere Zinse und Fronden erkaufen, sie sinken bisweilen zur Leibeigenschaft herab und haben alle Steuerlasten allein zu tragen. Die Herrschenden aber entfalten einen kostspieligen Prunk, nicht einmal so sehr aus persönlichem Bedürfnis, als um den Dienenden zu imponieren und sich gegen Auflehnung zu sichern. Schon im Feudalismus ist also Reichtum mit Macht identisch. Ringen sich aber die Entrechteten zuletzt doch zur Freiheit empor, so harrt ihrer schon wieder ein anderes Joch. Da die nun vorgeschrittene Produktionsweise Kapital erfordert, aber Kapital zunächst überaus knapp und die große Masse ohne jeden Kapitalbesitz ist, so haben die Besitzenden nun ein Beschäftigungsmonopol, das sie instandsetzt, die Massen nun rein ökonomisch auszubeuten. Feudalismus und Kapitalismus haben ihren Sinn nur in der Güterknappheit, in einem Schlaraffenlande fehlen für sie alle Voraussetzungen. Desgleichen gewinnen Sozialismus und Kommunismus, die auf die Einkommensgleichheit hinsteuern, ihre revolutionäre Kraft nur aus der materiellen Verelendung der Klassen, sie nähren sich aus der Not, wo allgemeiner Wohlstand herrscht, ermangeln sie jeder Angriffskraft. Blicken wir schließlich auf die Beziehungen der Völker untereinander, so zeigen sich ihre Gegensätze und Kämpfe vor allem im Ringen um materiellen Besitz begründet. Die fürstlichen Eroberer erwarten sich Tribute und Steuern, ihre Krieger wollen plündern und zuletzt mit Landlosen beteiligt werden, die Reitervölker überlagern die Bauernvölker, um sich an deren Fleiße zu mästen. Auch bei den scheinbar nur ideal motivierten Kriegen, so bei den Glaubenskämpfen, kommt alsbald der Pferdefuß der Habsucht hervor, die Fürsten wenden sich gegen jene Konfession, der sie möglichst viel geistliches Gut zu enteignen vermögen. Der Kolonialismus und Imperialismus, der die Weltpolitik in den letzten Jahrhunderten durchwaltet, hat durchaus ökonomische Wurzeln. Die beiden Weltkriege in ihrer Vorgeschichte und in ihren Nachwirkungen sind in entscheidender Beziehung Kapital der Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Ohne materielle Not wären die Menschen niemals zu Individualisten geworden, ein Besondereungsdrang, der nur geistige Motive hätte, wäre wohl viel schwächer gewesen als der Gemeinschaftsdrang. Ohne die Nötigung, schwer erarbeiteten Besitz gegen gierige Blicke und faule Hände zu schützen, wären nicht Haus und Hof, Mauer und Riegel entstanden; ohne den heißen Wunsch, diesen Besitz dem eigenen Blute und Geschlechte zu bewahren, wäre der Familiensammenhang nicht so fest geworden. Wären die Menschen im Paradiese verblieben, so wären sie zu völlig anderen Begriffen und Einrich-

tungen gelangt, ihr Denken und Handeln hätte eine andere Richtung genommen, ohne Not wären sie nicht habsüchtig und habgierig geworden. Hingegen hat die Not auch ihr geistiges Leben stärkstens beeinflusst; man erwäge nur, wieviel Stoff die epische und dramatische Literatur aus dem materiellen Ringen und Kämpfen der Menschen gewonnen hat. All dies wäre dennoch mißverstanden, würde man es als „materialistische Geschichtsauffassung“ deuten. Diese wurzelt ja durchaus im Determinismus, der Mensch ist für sie ein willenloses Naturprodukt; das hier entwickelte Bild aber hat ganz und gar die menschliche Willensfreiheit zur Voraussetzung.

## 2. Die Not auf dem Rückzuge

Als im ersten Weltkriege die Völker Mitteleuropas nach mehrhundertjähriger Schonzeit noch einmal mit Hunger und Kälte bekannt werden mußten, ahnten sie nicht, daß sich gerade mit dieser Katastrophe eine unerhörte Wendung anbahnen sollte. Schienen sie doch nach diesem vierjährigen Riesenkampfe an ihren wirtschaftlichen Wunden verbluten zu müssen und schien es noch kühner, zu hoffen, diese Wunden würden schneller als nach dem Dreißigjährigen Kriege, also in weniger als einem Jahrhundert verheilen können. Da aber erwies sich erstmalig die ungeheure Regenerationskraft moderner Technik; schon nach einem Jahrzehnt waren alle Kriegsfolgen überwunden, der industrielle Apparat Europas, insonderheit der des besiegten Deutschlands zeigte eine gegenüber 1914 sehr gesteigerte Leistungsfähigkeit und überdies hatten die früher von Europa abhängigen USA und Japan ein gewaltiges Industriepotential aufgebaut. In den zwanziger Jahren aber entwickelte Henry Ford sein System hochrationalisierter Massenproduktion und spurte damit der ganzen industriellen Welt vor. In Deutschland schließlich hatte schon die Not des ersten Weltkrieges den Impuls zur Werksstoffsynthese gegeben, womit sich nach anderer Richtung ungeahnte Möglichkeiten eröffneten. Zunächst bargen diese neuen Prinzipien freilich nur den Keim für den zweiten noch größeren Weltkampf, denn die Konzeption des Blitzkrieges, mit dem das Dritte Reich eine zu erwartende Übermacht zu überwinden hoffen konnte, wurzelte durchaus in den Möglichkeiten der Massenproduktion und der synthetischen Rohstoffherzeugung. Nur erwies sich der zeitliche Vorsprung als nicht groß genug, um nicht zuletzt den Gegner durch Anwendung der gleichen Erzeugungsmethoden siegen zu lassen. Die Rüstungsproduktion aber vollbrachte auf beiden Seiten bis dahin unvorstellbare Leistungen. Nach den Schätzungen der BIZ kostete dieser sechsjährige Krieg das vierfache des voraus-

gegangen, die unvorstellbare Summe von 1,7 Billionen Dollar, das achtfache eines realen Volkseinkommens der USA von 1929. Nach Ohlins Schätzung steigerte sich das deutsche Volkseinkommen trotz der gewaltigen Einziehungen zur Wehrmacht im Kriegsverlaufe auf das 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>fache; da hiervon freilich 70 % für die Kriegführung beansprucht wurden, so reduzierte sich die zivile Lebenshaltung dennoch auf die Hälfte des Friedenserfordernisses. Deutschland aber glich am Ende dieses Krieges dem zerstörten Karthago; die unversöhnlichen Stimmen, die vorschlugen, den Pflug über dieses Trümmerfeld zu führen, erschienen gar nicht so unsinnig. Vergingen in der Tat auch die ersten drei Nachkriegsjahre in völliger Lähmung und Verelendung, so sollte sich in dem Zeitraume von knapp 12 Jahren seither das ungeahnte Wunder ereignen, daß die Westzone, in der sich nun gegenüber der Vorkriegszeit eine eineinhalbmal so dichte Volksmenge zusammendrängt, einen Lebensstandard erreicht hat, der sehr erheblich über dem von 1938 liegt. Reale Steigerung des Volkseinkommens um 90 %, bei einer Steigerung der Bevölkerung um 30 %! Ein gleiches Wirtschaftswunder hat sich, wenn auch mit Abstand in der ganzen industriellen Welt ereignet und nicht zu leugnen ist schließlich, daß der Aufstieg der Sowjetunion aus kaum geringeren Zerstörungen heraus zur zweiten Industriemacht der Erde, vollbracht unter den gewaltigen Reibungswiderständen eines unerprobten planwirtschaftlichen Systems, nicht weniger imponieren muß als die Erhebung des deutschen Phönix aus der Asche.

Die Welt steht eben seit 1945 in einer geradezu hyperbolischen Aufstiegsphase von Technik und Wirtschaft und wenn man nun auf den Weitergang schließen will, so hat man nur zu prüfen, wie entwicklungs- und tragfähig die hier angewandten neuen Methoden und Prinzipien sind. Ausgangspunkt hierfür sind die Perspektiven der **E n e r g i e v e r s o r g u n g**. Hier erweitern sich von Jahr zu Jahr die Horizonte. Man muß gar nicht die Atomenergie ins Treffen führen, deren Anwendung noch immer im Versuchsstadium steht, doch ist heute die Tatsache bestimmend, daß sich infolge der Fortschritte der Bohrtechnik, entgegen allen pessimistischen Voraussagen, Erdöl und Erdgas schon beinahe an die vorderste Stelle der Energiequellen vorgearbeitet haben, ungerechnet das noch immer erst zu geringem Teile ausgenützte Potential der Wasserkräfte. Was aber die Weiterentwicklung des **M a s c h i n e n w e s e n s** und der **c h e m i s c h e n T e c h n i k** anlangt, so zeigen sich hier überhaupt keine Grenzen. Wer heute behauptet, es ließe sich zuletzt wohl alle physische Arbeit mechanisieren und alle Werkstoffe ließen sich synthetisch erzeugen, der kann einen überaus starken Induktionsbeweis ins Treffen führen und Tag für Tag widerlegen verblüffende Erfindungen aufs neue die Meinung,

gewisse Arbeitsprozesse seien zu verwickelt, um sich mechanisieren zu lassen. Die Naturkräfte erfüllen heute in der Lebensführung eines modernen Industrievolkes die gleiche Rolle wie die arbeitsteilig gegliederte Sklavenschar, die einem römischen Senator oder Ritter diente. Was aber die Tragbarkeit der Kosten eines noch so hochorganisierten Energie- und Maschinenparks anlangt, so werden diese durch das die Massenproduktion tragende Prinzip der Kostendegression schier ohne Grenzen tragbar. Merkwürdig wie lange man sich in der Nationalökonomie mit dem Gesetze vom „abnehmen den Bodenertrag“ auseinandersetzte, so daß man sie geradezu als die Wissenschaft von der Volksarmut, als die „dismal science“ bezeichnete. Dieses Ertragsgesetz wird ja längst hoffnungslos in den Schatten gestellt durch das die industrielle Epoche beherrschende Gesetz der Kostendegression. Die ungeheuren Anlagekapitalien von Stauwerken, voll automatisierten Fabriken, chemischen Werken einschließlich der vorausgehenden hohen Entwicklungskosten, sie wiegen federleicht für den Konsumenten, sobald nur die gewaltigen Erzeugungskapazitäten voll ausgenützt werden. Das theoretisch gewiß richtige Bodenertragsgesetz aber wird, wie es Carey richtig vorausgesehen hat, durch die von der Natur emanzipierenden Meliorationsmethoden praktisch immer einflußloser.

Grenzen für die Produktionssteigerung und Kostensenkung liegen freilich in der Größe der Wirtschaftsgebiete. Der Kostenvorsprung der USA und der SU gegenüber der übrigen Welt liegt darin, daß sie einen inneren Markt von annähernd je 200 Millionen als sichere Absatzgebiete haben. Für Europa lagen hier die Chancen noch vor einem Jahrzehnt unvergleichlich ungünstiger. Heute aber steht die EWG mit einem inneren Markte, der dem der USA gleichkommt, in hoffnungsvollem Aufbau und es ist kaum denkbar, daß diese Entwicklung nicht schließlich in die völlige „Integration“ des „Westens“ einmünden werde, womit sich dann ein Markt der 250 Millionen ergäbe. Auch sonst bestehen heute schon die politischen Voraussetzungen dafür, daß sich die Welt in nicht mehr als etwa 7 bis 8 wirtschaftliche Subkontinente gliedert und im Zeitalter des GATT erscheint auch die Perspektive einer völlig einheitlichen Weltwirtschaft nicht mehr als ganz utopisch. Was eine solche Entwicklung kostenmäßig bedeuten kann, das lehrt am deutlichsten die Filmwirtschaft. Es lohnt sich durchaus, in einen einzigen Film auch Dutzende Millionen Dollar zu investieren, wenn dieser sodann die ganze Erde umkreist, so daß der einzelne Konsument an diesen Kosten doch nur mit 1 bis 2 Cts partizipiert.

Mit all dem aber sind die Bevölkerungstendenzen zu konfrontieren. Hier wirkt in der Industriegesellschaft nicht mehr Mal-

thus' „Bevölkerungsgesetz“, sondern die „Geburtenkontrolle“, die die Bevölkerungszahl weit langsamer wachsen läßt als die Produktivitäts- und Wohlstandsbedingungen.

Nun ein Blick auf die Wirkung dieser Entwicklung von knapp 50 Jahren. Betrachten wir vorerst das Spitzenland, die USA. Für sie hat Schumpeter in seinem Buche „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ aus der Aufstiegskurve vor 1930 mit ihrem jährlichen Steigerungskoeffizienten von 3,7% abgeleitet: „Wenn der Kapitalismus seine Leistungen der letzten 50 Jahre in den nächsten 50 wiederholt, dann wird sich das Kopfeinkommen von 1928 von 650 Dollar verdoppeln und damit verschwindet alle Armut.“ Nun, dieses Kopfeinkommen hat sich heute mit 2000 Dollar, unter gebührender Berücksichtigung der Dollarentwertung, also real schon nach 40 Jahren verdoppelt und damit hat in den USA die hunderttausendjährige Ära der Not ein Ende gefunden. Bei voller Berücksichtigung dessen, daß dort auch heute noch jede 13. Familie unter der als Existenzminimum gewerteten Einkommensstufe von 1000 Dollar steht, kann man doch schon von einer Ära des Überflusses sprechen, wenn der Durchschnittsstundenlohn 1,90 \$ beträgt und wenn er sich bei den Stahlarbeitern jüngst auf 3,40 \$ gesteigert hat. Bei diesem Lohnniveau können sich 70 Millionen Lohnempfänger allen Komfort von heute leisten, vom Eigentum, Auto, Europa-Trip, abwärts bis zu allem, was man vernünftigerweise verzehren und genießen kann. Sie vermögen alle Gebrauchsgegenstände schon nach sehr geringer Abnutzung zu ersetzen, also stets im Glanze des Neuesten zu leben. Ja noch mehr, trotz einer heute hohen Wachstumsrate der Bevölkerung bedarf es der intensivsten Bedarfsweckungsmethoden, des schärfsten Reklamedrucks und eines bei einem solchen Einkommensniveau an sich völlig überflüssigen Abzählungssystems, um die Überfülle der Produktion abzusetzen. Die andere Seite der Entwicklung aber ist die stufenweise Kürzung der Arbeitszeit, nicht so sehr wegen des Mußebedürfnisses der Bevölkerung, als weil die Konsumfreudigkeit eine entsprechende Freizeit voraussetzt. Kurz, während in der Epoche der Not produziert wurde um des Konsums Willen, hat sich dieses Verhältnis in völlig sinnwidriger Weise umgekehrt, der Konsum wird mit psychologischen Mitteln erpreßt, um für neue Produktion Raum zu schaffen. Dies alles ist zu wohlbekannt, um es breiter darlegen zu müssen, doch muß man sich mit dem Einwande auseinandersetzen, daß dies eben zunächst nur für die USA gelte. Nun gewiß folgt Europa mit erheblichem Abstand, der Westen mit geringerem, der Osten und der Süden noch mit großem, und vergessen wir gewiß nicht, daß trotz ungeheurer wirtschaftlicher Umwälzungen,



noch immer eine Milliarde Monsunasiaten nicht einmal das Kalorienminimum erreicht. Aber das Fortschritts tempo ist heute in aller Welt stürmisch und vielleicht noch stürmischer im sozialistischen Sektor; die großspurige Prognose, die Sowjetunion werde die USA noch in weniger als einem Jahrzehnt einholen, wird selbst von der amerikanischen Fachwelt bezweifelt, aber doch nicht als purer Bluff gewertet. Für die Frage aber, ob der Überfluß und nicht mehr die Not das gesellschaftliche Problem Nummer eins der modernen Menschheit sei, genügt es durchaus, daß er bereits bei einem Volke zutage getreten sei, denn die Entwicklung ist ja noch lange nicht so weit, daß dieses eine Volk mit dem anderen teilen müsse. Die Prophezeiung K e y n e s' „Es wird der Tag kommen, wo man keinen Ökonomen mehr braucht“, erscheint nach all dem jedenfalls schlüssig genug. Immerhin mögen die nachfolgenden Überlegungen zunächst nur für die USA aktuell sein.

### 3. Freizeit-Konsumgesellschaft?

Welche Schlüsse haben Wirtschaftstheorie und Sozialpolitik bisher aus dieser Entwicklung gezogen? Keineswegs Schlüsse, wie sie durch einen so fundamentalen Wandel der Dinge gefordert werden. Die einzige Sorge, von der sie beherrscht sind, ist, daß nicht etwa der Konsumwille hinter der Produktion zurückbleibe, daß es nicht zu Wirtschaftsstockungen und zur Massenarbeitslosigkeit komme. Das einzige Problem, um das sich heute in der Wissenschaft alles dreht, ist die dauernde Vollbeschäftigung. Da man es nun für beinahe gewiß hält, daß der laufende Konsum hierfür immer weniger ausreicht, so sieht man in hohen und stets wachsenden Investitionen das erforderliche Gegengewicht; die notwendig wachsende Sparrate muß durch eine ebenso stark wachsende Investitionsrate ausgeglichen werden. Man sieht allerdings, daß solche Investitionen nicht nur einen Beschäftigungseffekt in der Gegenwart, sondern ebenso sehr einen sich immerzu steigernden Produktivitätseffekt in der Zukunft haben, sieht sich also vor das Problem gestellt, wie eine progressiv wachsende Wirtschaft im Gleichgewicht bleiben könne, ohne in die gefürchtete „mature economy“ auszumünden. Man tröstet sich aber über alle Bedenken damit hinweg, daß auf lange Sicht der Konsumwille dennoch stetig zu wachsen tendiere und begünstigt jedenfalls alle Veranstaltungen, die geeignet sind, ihn zu heben, sowohl die liberalen Mittel der Werbung und des Abzahlungssystems als auch die nichtliberalen der Einkommensnivellierung durch Besteuerung und Fürsorge. Man müßte sich zwar klar sein darüber, daß dergestalt das Ver-

hältnis von Mittel und Zweck umgekehrt wird, daß die Produktion nicht mehr um des Konsums willen, sondern vielmehr der Konsum um der Produktion willen erfolgt, ist es aber nicht. Man spricht in diesem Zusammenhange wohl gar von einer staatsbürgerlichen „Konsumpflicht“. „Kann man aber die Produktion damit verteidigen, daß sie Bedürfnisse befriedigt, die um ihretwillen erst geweckt werden?“ fragt Galbraith in seinem, die gleichen Probleme erörternden, zum bestseller gewordenen Buche „The affluent society“. Als eine einen echten Bedarf auslösende Maßnahme aber bejahen selbst Unternehmerkreise die fortschreitende Arbeitszeitkürzung. Keineswegs wird darnach gefragt, ob die gewonnene Muße dem Menschen wirklich kostbar ist, ob der mit ihr erzielte freizeitliche Konsum echten inneren Bedürfnissen der Menschen entspricht oder ob es sich dabei nicht nur um „Zeitvertreib“, um Mittel, die Langeweile zu bannen handelt, wo dann aber die zusätzliche Freizeit im Grunde nur eine andere Form der Arbeitslosigkeit ist.

Die allgemein verbreitete Denkweise läßt sich also auf den folgenden einfachsten Nenner bringen: Produktion um der Beschäftigung willen, Konsum um der Produktion willen, Arbeitszeitkürzung um des Konsums willen. Dadurch wird natürlich nicht nur das durch den gesunden Menschenverstand geforderte Zweckmittelverhältnis gerade umgekehrt, sondern auch das erzielt, was man hintanhalten wollte, nämlich Unterbeschäftigung, Arbeitslosigkeit, nur daß diese nun in einer versteckten Art auftritt und gleichmäßig verteilt ist. Gewiß wäre die gleichmäßige Verteilung einer an sich unvermeidlichen Arbeitslosigkeit auch schon ein Gewinn, aber welcher Preis wird dafür bezahlt? Dieser Preis ist einerseits ein unechter Konsum, der nicht natürlichen, d. h. der physischen und geistigen Natur des Menschen entspringenden Bedürfnissen entspricht, andererseits eine Muße, die sich der Mensch gar nicht gewünscht hat, die vielmehr seinem Schaffenstribe mehr minder stark widerspricht, und die er nun mit spielerischer, häufig nur herbeigequälter Betätigung oder auch mit faulem Hindämmern zu überwinden trachten muß. Dies sollte nun die ernstesten ethischen Erwägungen auslösen, aber gerade solchen weichen die Proponenten aller Konjunkturstabilisierungsrezepte aus, teils weil sie für solche kein Organ haben, teils weil sie sich hierfür als nicht zuständig erklären. In Wahrheit erfordern aber solche Erwägungen gar keine Fachleute, sie werden allein durch den gesunden Menschenverstand ausgelöst. Ein Konsum, dem keine natürlichen, vernunftbegründeten Bedürfnisse zugrunde liegen, gleichviel ob allgemeinmenschlicher oder individueller Art, ist nicht nur eine sinn-

lose Verschwendung, er ist auch eine schwere Belastung für die physische und geistige Natur des Menschen, er schädigt sie geradezu. Bei den animalischen Bedürfnissen liegt dies auf der Hand, denn jedes Übermaß des Genusses, jegliche Ausschweifung rächt sich hier zunächst durch Überdruß und Ekel und zuletzt durch Untergrabung der Gesundheit. Bei den übrigen materiellen Bedürfnissen, zunächst nach Gebrauchsgegenständen aller Art gilt, daß jedes Übermaß die Lebensführung nur erschwert. Ein Haus mit zuviel Räumen, ausgestattet mit Finessen und Luxus aller Art, ein Übermaß an Garderobe und an Schmuck macht das Leben viel komplizierter als eine einfache Ausstattung mit solchen Gütern. Was zunächst das Leben zu erleichtern scheint, wirkt zuletzt nur nachteilig. Und hat etwa die allgemeine Motorisierung die Ortsveränderung der Menschen in summa erleichtert, ist sie heute nicht eher eine gesellschaftliche Plage und nur aus Gründen der Vollbeschäftigung tabu? „Wenig braucht der Mensch hienieden und auch das nicht lang“. Weiters, die Beseitigung von noch nicht ausreichend genützten Gebrauchsgütern, um neue anzuschaffen, von denen man alsbald erkennt, daß sie auch nichts besseres leisten, ist ein zeitraubendes Sich-im-Kreisdrehen, das nur Verstimmung und Überdruß auslösen muß. Auch alle Arten von Vergnügungen, Zerstreungen, Reisen, ja selbst die wirklich wertvollen Kulturgenüsse, haben ihr begrenztes Maß; darüber hinaus wird man ihrer müde und dann vielleicht für längere Zeit als gerechtfertigt, man findet vielleicht nicht wieder zu ihnen zurück. Die menschlichen Bedürfnisse, sofern sie echt sind und im Rahmen der Vernunft bleiben, sind eben durchaus nicht expansiv, sondern streng begrenzt, alles Konsumieren, das über diese Grenzen hinaus geht, fällt unter den Begriff eines sinnlosen Debauchierens. Man beachte daher wohl, daß sich im Stande des Überflusses die Lebenskunst geradezu umkehrt. Die Kunst des Armen heißt Ökonomik, Zuratehalten der knappen Vorräte, „Wirtschaften“, aus dem Wenigen „das Beste“ zu machen; die Kunst des Reichen aber heißt Diätetik, Selbstbeherrschung, weise Auswahl und Beschränkung in jeglichem Genusse. Daß dies eine schwierige Kunst ist, erkennt man am deutlichsten beim Essen und Trinken, wo es viel Gefühl, Erfahrung und Willensstärke erfordert, das richtige Maß und die richtige Abwechslung einzuhalten, und wo sich aber weises Zurückhalten damit belohnt, daß man sich immer wieder mit gesundem Hunger und Durst zu Tische setzt. Erst recht ist bei der Ausstattung mit Gebrauchsgütern und bei allen Vergnügungen und selbst bei rein geistigen Genüssen die richtige Auswahl und Bemessung eine hohe Kunst, und es ist wahrscheinlich viel schwerer, ein Epikuräer als eine Kyniker zu sein. Mit allen diesen Einsichten

steht nun in schärfstem Widerspruch ein „Wirtschafts“system, das darauf aus ist mit ausgeklügelten Künsten, mit den Listen der „hidden persuaders“ ein Übermaß von Konsum zu erzwingen, nur um für neue Produktion Raum zu schaffen.

Ist aber schon die Vorstellung, daß der Mensch durch ständige Erweiterung seines Konsums sein Glück zu steigern vermöge, ganz abwegig, so trifft dies erst recht für die Bewertung der Freizeit, der Muße zu. Es soll den Wortführern der Arbeitszeitkürzung gewiß nicht unterstellt werden, daß sie etwa ein Lazzaronileben befürworten, auch sie bekennen sich sicherlich zu der uralten Weisheit, daß „Müßiggang das Ruhekissen des Teufels“ sei. Aber sie huldigen der leichtfertigen Vorstellung, daß der Mensch, und zwar der Massenmensch von sich aus, oder doch mit weniger, aber gut gemeinter Anleitung und Hilfe auch für eine lange Freizeit, sagen wir etwa für ein dreitägiges Wochenende, eine Beschäftigung zu finden vermöge, die ihm, zum Unterschiede von seiner Berufstätigkeit innerliche Befriedigung gewährt. Immer wieder ist da vom „hobby“, vom Steckenpferd die Rede, das jeder so gerne reiten möchte, nur daß es ihm durch berufliche und häusliche Belastung bis anher verwehrt gewesen sei. Demgegenüber ist zu betonen, daß es zum Begriffe des hobby gehört, nur der Entspannung am Feierabend und am Feiertag zu dienen, daß es sich also zum Pflichtenkreise verhält, wie die Ausnahme zur Regel und nur aus diesem Verhältnis seinen Reiz empfängt. „Nach der Arbeit kommt das Spiel“, wenn das schon für die Kinder gilt, dann erst recht für die Erwachsenen, das hobby kann allzu rasch zuschanden geritten werden. Aber auch noch in anderer Hinsicht hat es Ausnahmscharakter: ein bestimmtes hobby, gleichviel ob Basteln oder Sammeln, Blumen- oder Tierzuchten usw., befriedigt nur dann, wenn nicht alle das gleiche treiben, wenn es über den Durchschnitt heraushebt, wenn man mit den hier gewonnenen Leistungen glänzen kann. Soviele hobbies kann es aber gar nicht geben, daß sich hier jeder von allen anderen unterscheidet. Wenn aber alle die gleichen Steckenpferde reiten, dann werden sie im Sinne Riemans erst recht zur „einsamen Masse“, in der der Einzelne völlig der „Außenlenkung“ verfällt. Selbst für Wissenschaft und Kunst und jegliche kulturelle Betätigung gilt Analoges, eine zweckfreie Betätigung, ein Studium, ein Dilettieren, das niemals zu einer beruflichen Vollendung und Anwendung zu führen bestimmt ist, hat nur begrenzte Reize, das Leben kann so nicht ausgefüllt werden. Ja, die Muße ist eben eine höchst schwierige Kunst. „Difficile in otio quies“ ist eine alte römische Weisheit. „Darum sind die Götter Götter, weil sie Meister im Nichtstun sind“ sagt Friedrich Schlegel. Grundsätzlich aber ist zu sagen: der Mensch ist zum „homo faber“

und nicht zum „homo ludens“ geschaffen, der erfahrene Mensch empfindet die Arbeit, im Sinne der Erfüllung einer Berufspflicht, sofern sie nur nicht seinen Fähigkeiten und Neigungen widerspricht, niemals als Fluch, sondern als Segen, er findet in ihr seine tiefste Befriedigung und der Feierabend, der Feiertag schmeckt ihm erst nach ihrer Vollbringung, er sieht in ihr die Erfüllung seines Daseinsinnes. „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste“ heißt das Zauberwort, dessen Befolgung am Lebensabend das Bewußtsein erzeugt, man habe nicht umsonst gelebt, man hinterlasse in dieser Welt seine Spuren, ein Bewußtsein, das auch dem einfachsten Arbeiter nicht versagt zu sein braucht.

Nun nähert sich aber die industrielle Gesellschaft von heute einem Zustande, wo „der König von England nur eine Kurbel zu drehen braucht“, um sein Volk mit allem Wünschenswerten zu versorgen. Wenn die Technik dem Menschen die Möglichkeit, sich in der hergebrachten Weise schöpferisch nützlich zu betätigen, immer mehr einschränkt, wenn sie die Massen immer mehr von aller Lebensnot befreit, so stellt sich um so eindringlicher die Schicksalsfrage: Wie soll der Mensch fortan sein Leben sinnvoll, würdig und wahrhaft befriedigend gestalten? „Ohne Lebenssinn vermag der Mensch nicht einen Tag zu leben“, erklärt Spranger, also wie vermag der Mensch auch fürderhin auf dieser Erde „tätig — frei zu wohnen?“ Dies ist das Problem des Reichen, dem eine zahlreiche Dienerschaft auch die geringsten Sorgen und Handgriffe abnimmt, und der nun sich und den andern beweisen muß, daß er keine Drohne sei, sondern zum Nutzen aller zu wirken vermöge. Die „Freizeit-Konsumgesellschaft“ ist keine Lösung. Nach welcher Richtung hin aber ist eine solche zu suchen?

#### 4. Ungelöste Gemeinschaftsaufgaben

Hier ist somit der Standpunkt bezogen, daß Vernunft und Sittlichkeit einer „Freizeit-Konsumgesellschaft“ erheblich engere Grenzen ziehen als die Produktivität unseres Zeitalters. Für die USA gilt dies wohl schon in der engsten Gegenwart und jedenfalls tendiert sich der Abstand auch für Europa immer mehr zu vergrößern. Die Betrachtung basierte jedoch bisher auf dem Blickpunkt der rein individuellen Sphäre der Lebensführung, wo aber diese endigt, beginnt erst die Gemeinschaftssphäre, die wir bei unserer individualistischen Geisteshaltung nur allzu leicht übersehen. Die Menschen als Gemeinschaft, organisiert in Verbandseinheiten in Staat und Kirche und Gemeinde, haben Bedürfnisse, die ihren Sinn nur

aus der Beziehung des Einzelnen zur Gesamtheit gewinnen und die wir Gemein- oder Kollektivbedürfnisse nennen. Die Deckung dieser Bedürfnisse erfolgt daher durch Gemeinwirtschaft, die auf Beiträgen beruht, seien es freiwillige oder Steuern. Soweit allerdings der Individualismus Lebensprinzip der Gesellschaft ist, sind diese Bedürfnisse an Umfang begrenzt. Im liberalen Staate werden als Gemeinbedürfnisse, somit als öffentliche Aufgaben ausdrücklich nur anerkannt Einrichtungen der öffentlichen Sicherheit, der Abwehr von Gemeingefahren; sie richten sich gegen das Verbrechen, gegen äußere Feinde, insbesondere dann, wenn diese Leben und Eigentum der Staatsbevölkerung bedrohen, im weitesten Sinne aber auch gegen Elementargewalten, Seuchen usw. Zwar nicht ausdrücklich, aber doch als praktisch unabweisbar sind dem liberalen Staate auch noch andere Aufgaben zugewiesen, weil die Privatinitiative sie nicht bewältigen kann, so der Straßenbau und postalische Einrichtungen, und den Gemeinden obliegt die Anlegung und Betreuung der Verkehrsflächen, der Wasser- und Abwasserleitungen und noch so manches andere, womit wir aber schon eine Kampfzone zwischen Liberalismus und Etatismus betreten, denn es sind ja z. B. selbst die Elementarschule und die Notenbank erst relativ spät als res publica anerkannt worden. Der liberale Staat nimmt denn auch nur einen sehr bescheidenen Teil des Volkseinkommens für sich in Anspruch, er kommt mit niedrigen Steuern aus, er ist kein Blutsauger der Bevölkerung. Höchstens als Machtstaat, mit expansiver Außenpolitik und starkem Rüstungsbedarf greift er, wie das Heute wiederum sehr deutlich zeigt, tief in die Taschen seiner Bürger, das Sozialprodukt wird denn auch nicht so leicht überquellen, wenn ein bedeutender Teil davon die Gestalt von Waffen und Wehrdienstleistung annimmt. Aber heute haben wir es ja gar nicht mehr mit dem liberalen, sondern mit dem „Wohlfahrtsstaate“ zu tun, der einen ungleich größeren Teil des Volkseinkommens an sich zieht, in dem also, von den Steuern her gesehen, die Gemeinbedürfnisse eine weit stärkere Rolle zu spielen, ja dem Gesamt der Privatbedürfnisse beinahe schon gleich zu kommen scheinen. Dieser Schein trägt jedoch insofern, als sich ein großer Teil der Wohlfahrtsfunktionen nur als Umverteilung der Einkommen, als Einkommensnivellierung erweist, wobei weit weniger der Gemeinsinn der Steuerträger als der politische Druck der Massenparteien als Triebfeder wirken. Wenn aber der Staat die Einkommen progressiv besteuert und hernach den Steuerertrag in Gestalt von Renten und sonstigen „Transfers“, von Subventionen, Preisstützungen, natürlicher Fürsorge an andere Schichten überleitet, dann dienen ja diese Gelder auch nur wieder der Befriedigung von Individu-

d u a l bedürfnissen, der Sektor der Gemeinwirtschaft wird auf diese Art nicht vergrößert.

Nun ist es freilich so, daß der heutige Staat auch unabhängig von dieser seiner „Wohlfahrts“funktion für jene Aufgaben, die ihm auch eine streng liberale Staatstheorie zuweist, a b s o l u t weitaus mehr aufwendet und aufwenden muß als etwa vor hundert Jahren. Dies hängt mit den weit höheren Anforderungen zusammen, die sich in einer höchstentwickelten Industriegesellschaft mit hoher Bevölkerungsdichte zwangsläufig ergeben. Man vergleiche die Ansprüche, die heute an das Straßennetz oder an die öffentlichen Verkehrsmittel gestellt werden mit denen von anno dazumal, man vergleiche die kostspieligen Apparate der Verbrechensbekämpfung, Verkehrsregelung, Lebensmittelkontrolle u. dgl., der „demokratischen“ Willensbildung und Interessenvertretungen oder der Berufsausbildungs- und Forschungswesens von jetzt mit einst. Unsere hochurbanisierte „Kultur“ ist in all dem weitaus anspruchsvoller als die vergleichsweise noch idyllische Mitte des vorigen Jahrhunderts. Somit sind die öffentlichen Bedürfnisse, Aufgaben und Lasten absolut gemessen weitaus höher als damals. Eine andere Frage aber ist, ob sie auch r e l a t i v oder auch nur im gleichen Verhältnis gestiegen sind wie die Volkseinkommen, im gleichen Maße wie der Privatkonsum, der Privatluxus, oder ob nicht vielmehr die absolute Mehrbelastung durch die Erweiterung und Erschwerung der unabweisbaren öffentlichen Funktionen in unserer Gesellschaft mehr als aufgewogen werden, so zwar, daß sich die Staatsbürger heute keineswegs besser vertreten, beschützt, betreut, gefördert fühlen als in der Ära des strengen Liberalismus. Hinsichtlich der Wohlfahrtsfunktion aber halten gar nicht wenige Stimmen dafür, daß in den Zeiten der Selbstverantwortung, des persönlichen Sparens viele Menschen ein schöneres Alter verbrachten, als in unserer Ära der Kollektivverantwortung und der Sozialversicherung. Hinsichtlich der USA aber sei auf das schon zitierte Buch G a l b r a i t h ' s „Die Überflußgesellschaft“ hingewiesen, worin der Autor den Finger in eine Wunde legt, die auch den europäischen Besuchern dieses Landes bald auffällt, nämlich die sehr unzureichende Dotierung der Stadt- und Landschaftspflege und die Knickerigkeit im Personalaufwand für Unterricht und Wissenschaft. Der Autor vergleicht dies in wirkungsvoller Art mit der Überfülle der privaten Güterausstattung, die den Konsum geradezu platzen läßt.

Darnach wäre also zumindest in den USA die Deckung der Gemeinbedürfnisse hinter der der Privatbedürfnisse r e l a t i v weit zurückgeblieben. Aber selbst wenn wir dies für die europäische Industriegesellschaft nicht unterstellen, wo die Entwicklung ja noch nicht die kritische Höhe erreicht hat, so ist doch auch für sie auf das

folgende Verhältnis nachdrücklich hinzuweisen: die echten Individualbedürfnisse nach Konsum und Freizeit sind, wie nachgewiesen wurde, durch Vernunft- und Sittlichkeitsgründe durchaus beschränkt, hingegen sind die Kollektivbedürfnisse der Gesellschaft allüberall schier unbeschränkt, sie sind zumindest ungeheuer expansiv, nur daß diese Tendenz unter dem Druck des Individualismus weitgehend latent ist. Welche großen Aufgaben sind nicht der heutigen Menschheit gestellt? Welche Zukunftswelt erträumen sich nicht weit vorausblickende Geister, wenn sie sich auch nur selten mit ihren Ideen hervortrauen, um nur ja nicht Utopisten gescholten zu werden. Ein drastisches Beispiel hierzu: Wie sehen gerade in den reichsten Ländern die Großstädte aus? Vorweg aller schuldige Respekt vor der Verwinkeltheit der viele Jahrhunderte alten Stadtkerne, die Geschichte und Romantik atmen sowie vor Prachtbauten vergangener Kulturepochen. Aber hievon abgesehen steht es wohl außer Frage, daß die Großstädte hüben und drüben des Atlantik auf Grund der gewandelten Lebensverhältnisse eigentlich eines völligen Abrisses und Neubaues würdig wären, ist doch das Leben in diesen Steinkolossen zu einer zunehmenden Qual geworden. Man kann sehr wohl die Auffassung vertreten, daß die Stadt eigentlich nur die erweiterte Wohnung des Städters sei, denn nur einen Teil seiner Freizeit verbringt er im eigenen Heim, einen nicht viel geringeren mit Notwendigkeit im Straßengetriebe und in den für den Gemeingebrauch bestimmten Baulichkeiten und Einrichtungen aller Art. Der Besitzer eines wohligen und luxuriösen Heimes aber muß sich jedesmal scheuen, in dieses Chaos von vergifteter Luft, greulichem Lärm, in diese Perspektive protziger Hochhäuser oder trostloser Mietkasernen, in diese Überreize einer hemmungslosen Reklame, in die Hast und das Gedränge allüberall und, je nach der Jahreszeit entweder in eine Backofenhitze oder in stickigen Nebel und schneeigen Morast hinauszutreten. Was nützt der höchste Komfort in der Privatsphäre, wenn das Zusammenleben der Menschen als Ganzes so unerträglich belastet ist. Soll es bis zum Ende aller Tage so bleiben? Aller gute Wille zum Besseren hat hier bisher stets nur ein Flickwerk zustandegebracht. Ein Diktator mit besserer Einsicht, jedoch ohne alle Machtinstinkte, würde diese Mißgeburten einebnen und ganz neue Städte nach modernen, sanitären, verkehrstechnischen und ästhetischen Gesichtspunkten erbauen. Nach jüngsten Meldungen will man in Paris eine solche Assanierung angehen. Das latente Bedürfnis nach einer solchen gewaltigen Tat besteht jedenfalls überall, ja selbst unentwegte Asphaltexistenzen haben eine geheime Sehnsucht nach einer harmonischen Verbindung zwischen dem Grau der Steine und dem Grün der Landschaft. Aber in unserem Zeitalter ist nicht nur die Stadt, es ist das



ganze Land, ja beinahe der ganze Kontinent zum Wohnraum der Menschen geworden, den sie durch intensives Reisen auszuwerten streben. Aber wie viele Disharmonien muß auch der Reisende auf sich nehmen. Wie viele Wüstungen, verkommene Ortschaften, Berggrisse, Schutthalden, verlassene Steinbrüche, arg verwilderte oder durch Abwässer verschmutzte Flüsse gibt es da, das Ganze überspannt mit einem Gewirr von Drähten, so daß man die eigentlichen Natur- und Kunstschönheiten wie verborgene Edelsteine mühsam zusammensuchen muß. Was allen Menschen insgeheim, ja vielleicht ganz unbewußt vorschwebt, ist eine Welt, die einem riesigen wohlgepflegten Parke gleicht, der teils offene, teils verborgene Reize mannigfaltiger Art birgt und in dem die menschlichen Siedlungen nicht wie heute mit all ihrem technischen Gerät und ihrem Unrat wie Schmutzflecken wirken, sondern ihn schmücken, wie das Schloß den Park schmückt. Erst in einem solchen „Milieu“, darin mag man Rousseau und den Utopisten vertrauen, vermag der Mensch wirklich gut zu werden, eine besinnliche Lebensführung, ein Leben der Freundschaft, eine tiefere Geistigkeit und eine echte Kunst, kurz eine wahrhaftige Kultur zu entwickeln, nach der doch die tiefste Sehnsucht einer großen Mehrheit geht. Aber auch in den höchstentwickelten Ländern gibt es noch immer unerschlossene Quellen der Lebensführung, der Bevölkerungszunahme, gibt es noch immer die Möglichkeit, durch Meliorationen und Neulandgewinnung großzügigster Art Raum und Brot vielleicht für Millionen zu schaffen. Beachten wir auch noch die ohnehin im Blickpunkt unserer Zeit stehende Klage darüber, daß die Aufwendungen des modernen Staates für Wissenschaft und Kunst weit unter dem Niveau liegen, das modernen Ansprüchen genügt. Noch vieles von gleicher Bedeutung ließe sich vorbringen, doch erscheint mit diesen Beispielen zur Genüge dargetan, daß die Bestimmung des Menschengeschlechtes, sofern und soweit es dem Überflusse entgegengeht, nicht die Freizeit-Konsumgesellschaft ist, sondern daß es gilt, alle überschüssige Kraft in mächtigen Strömen großartigen Gemeinschaftswerken zuzuleiten, die geeignet sind, entgegen dem biblischen Fluche ein irdisches Paradies zu gewinnen.

### 5. Gemeingeist als Voraussetzung

Wenn nun, wie gezeigt, die Deckung der Gemeinbedürfnisse gegenüber dem privaten Lebensstandard weit zurückgeblieben ist, obgleich sie objektiv immer stärker fühlbar werden, so stellt sich die Frage, was ist schuld an diesem Mißverhältnis, welche Hemmungen stellen sich den Gemeinbedürfnissen in der Industriegesellschaft entgegen? Die Antwort ist im Prinzip sehr einfach; schuld ist die *extrem*

individualistische Orientierung dieser Gesellschaft, die, was besonders deutlich zu machen ist, durch den zunehmenden Einfluß des Sozialismus keineswegs überwunden, sondern eher verstärkt wird, da der Sozialismus, dem Drucke der Massen folgend, bisher ganz überwiegend nur im Sinne einer Umschichtung der Güterausstattung zu Gunsten der Massen gewirkt hat, die überquellende Wirtschaftskraft wohl einer verbesserten, ja teilweise reichlichen Befriedigung der privaten Massenbedürfnisse nutzbar gemacht hat, für die Gemeinbedürfnisse aber auch nicht viel mehr übrig gehabt hat als der Liberalismus, der sich übrigens in der Praxis auch nie so vollständig durchgesetzt hat, denn zumal die Kommunalwirtschaft des 19. Jahrhunderts hat sich doch auch beachtlich gemeinwirtschaftlich betätigt.

Die individualistische Haltung der Industriegesellschaft zeigt sich am deutlichsten in der Abwehrhaltung gegen jene Erhöhung der Steuerlasten, die zur großzügigen Deckung der Gemeinbedürfnisse nötig wäre. Nichts ist für den modernen Staatsbürger kennzeichnender als der Horror vor Steuern; seine politische Einstellung hängt vor allem davon ab, von welcher Partei her eine stärkere Steuerbelastung droht oder -entlastung winkt. Die Anziehungskraft des modernen Wirtschaftsliberalismus beruht nicht so sehr auf weltanschaulichen Gründen als auf seiner steuerfeindlichen Einstellung. Das liberale Argument: Steuern lähmen die Privatinitiative und die Kaufkraft der Massen, wird ganz kritiklos aufgenommen, obgleich es doch nur in der Mangelgesellschaft seine Berechtigung finden kann, während in der Überfließgesellschaft gegenteilig zu argumentieren ist, nämlich daß die Steuern hier die in der Privatsphäre funktionslos gewordene Kauf- und Investitionskraft in der öffentlichen Sphäre wieder funktionsfähig zu machen vermögen. Verstärkt wird diese Steuerfeindlichkeit durch die Nachwirkungen der totalitären Ära. Nach ihrer Hybris und der sie rächenden Nemesis erzeugt die Heraufbeschwörung des Gedankens der Volksgemeinschaft und der durch die sie geforderten Opferfreudigkeit das Gegenteil der erstrebten Wirkung. Der Verkünder des „Parkinson'schen Gesetzes“ erzielt nicht nur mit seiner Satyre auf die expansive Bürokratie, sondern ebenso sehr mit seiner die Erfordernisse unserer Zeit verkennenden „Studie über Steuern“ großen Erfolg. Der Staat ist immerzu der „Leviathan“, der alle Freiheit und Lebensfreudigkeit erschlägt. Wer für Steuererhöhungen eintritt, ist ein abscheulicher „Sozialist“ oder gar ein heimtückischer „Kommunist“. Die Steuerscheu ist also größer denn je, man neigt dazu, alle Maschen des Gesetzes auch unfair auszunützen, Steuerhinterziehungen gelten auch heute wieder nur als Kavaliersdelikt, dessen man sich ungeschert

rühmen kann, und gewiß tut ein volksfremder Fiskalismus ein übriges, um eine solche Haltung zu verstärken. Also lieber äußerste Verschwendung in der Privatsphäre als Opferbereitschaft für die öffentlichen Belange. In den USA hat es sich wenigstens eingebürgert, daß Millionäre großartige Stiftungen begründen; auch von einem solchen, ethisch durchaus nicht schlechthin positiv zu wertenden Opfersinn ist in Europa kaum etwas zu merken, es sei denn, daß sich fühlbare Steuerbegünstigungen daran knüpfen.

Allerdings erklärt sich dieser mangelnde finanzielle Opfermut nicht allein aus Geiz und Voreingenommenheit. Gemäß der individualistischen Geisteshaltung stimmen die Menschen nur hinsichtlich jener Gemeinziele überein, die lebensnotwendig sind. Maßnahmen, die sich gegen Gemeingefahren richten, also etwa Ausgestaltung des Sicherheitsapparates, der Seuchenbekämpfung, der Unfallverhütung u. dgl. entziehen sich dem Parteigeiste und führen kaum je zu merklichen Parlamentsdebatten. Aber alles weitere, was für das Gemeinschaftsleben nur wünschenswert, was gut und schön wäre, löst in der individualistischen Gesellschaft sogleich einen Meinungsstreit aus und die politischen Parteien bemächtigen sich nur zu gerne der Streitpunkte, um aus ihnen politisches Kapital zu schlagen. Um an das schon erörterte Beispiel zu knüpfen, die allerorten aktuellen Stadtregulierungspläne oder Entwürfe für öffentliche Bauten, mögen sie noch so bescheiden sein, sind meist Gegenstand langwieriger und hitziger Auseinandersetzungen. Dies verhindert entweder die Tat, oder ein Klüngel von Stadtvätern und Bürokraten verwirklicht das Geplante autoritär, worauf der Entrüstungssturm weitere Fortschritte um so mehr erschwert. Ideale Lösungen hätten freilich zur Voraussetzung, daß das ganze Stadt- und Landesvolk eine gemeinsame Werttafel des Guten, Wahren, Schönen anerkennt, aber damit hat es natürlich seine guten Wege. Man muß also mit der menschlichen Individualität rechnen, aber es gibt überall die Möglichkeit, noch so große Meinungsverschiedenheiten durch fairen Ausgleich zu überwinden. Nur daß die hier nötigen Verzichte und die Bereitwilligkeit zu Werken beizusteuern, die nicht ganz die eigene Zustimmung finden, ein Maß von Gemeingeist voraussetzen, das in unserer Zeit sehr selten zu finden ist.

Die übrigen Schwierigkeiten aber liegen darin, daß wir nicht in einer echten, sondern in einer rein formalen Demokratie leben, die auch sonst mit Auswüchsen und Krankheiten behaftet ist. Es genügt, diese schlagwortartig zusammenzufassen: Politisierung, Bürokratisierung, Korruption und Verschwendung sind die Hauptkrankheiten, denen wir in allen Ländern, wenn auch in ganz verschiedenem Ausmaße begegnen und dies ziemlich unabhängig von der

Staatsverfassung und der Musterkarte der Parteien. Diese Krankheiten sind es ja, die dem Liberalismus immer wieder Auftrieb geben, die Grund dafür sind, daß man dem „Racker Staat“ nur ein Minimum seiner Anteilnahme und seines Einkommens zur Verfügung stellen will. Also wird der Einzelne selbst in der Überflußgesellschaft, wenn er auch wirklich nicht mehr weiß, was er mit seinem Gelde Vernünftiges anfangen soll, sich jedenfalls dagegen sträuben, es in einen Rachen zu werfen, der nach seiner Ansicht der eines Ungeheuers ist.

Jedes einzelne dieser Hemmnisse kann nur durch eine gewaltige Erziehungsarbeit überwunden werden, aber eine solche kann, auch unter den günstigsten Auspizien, erst in Jahrzehnten sichtbare Erfolge zeitigen. Noch ist zwar die europäische Industriegesellschaft nicht in das Stadium einer universellen Überproduktion eingetreten, aber angesichts des allerwärts scharf progressiven Wirtschaftswachstums ist sie vom Stadium einer vollreifen, also nach marktwirtschaftlichen Prinzipien nicht mehr weiter ausbaufähigen Wirtschaft nur mehr eine kurze Zeitspanne entfernt. Meistert sie aber alsdann keine anderen als die marktwirtschaftlichen Methoden, so wird sich eine Wirtschaftsstockung und Arbeitslosigkeit einstellen, die nach Umfang und Dauer alles bisher gewesene weit übertrifft und damit wird der Marktwirtschaft ein Ende bereitet sein. Die Konjunkturtheoretiker suchen uns zwar damit zu beruhigen, daß mit der Methode der „antizyklischen Budgetpolitik“ jede Wirtschaftsstockung schon im Keime erstickt werden könne. Da stellt sich aber sogleich die Frage, ob denn diese Methode, die die sinkende private Investitionsneigung durch entsprechend gesteigerte öffentliche Investitionen ausgleichen will, etwas grundsätzlich anderes ist als ein Vollzug umfassender Gemeinschaftswerke, somit als das, was hier als die naturgemäße Überwindung der Überflußgesellschaft überhaupt und nicht nur als Palliativ gegen zeitweilige Stockungen gepriesen wird. Aber sind sich die Konjunkturpolitiker auch klar darüber, daß die Vollauslastung der von der Privatinitiative immer weniger beanspruchten Produktivkräfte vorweg finanzielle Aufwendungen erfordert, die mit dem konventionellen Steuer- und Kreditsystem auch nicht zum Teil gedeckt werden können. Öffentliche Investitionen zur Sicherung der Vollbeschäftigung erfordern teils ausgiebigste Steuererhöhungen, teils die fortgesetzte Erhöhung der Staatsschuld, die aber bald hernach solche Steuererhöhungen unvermeidlich macht; die andere Alternative wäre ja nur die Inflation, die angesichts der in Frage kommenden Dimensionen sehr rasch zu einer galoppierenden ausarten würde.

Die Entwicklung der mechanisierten Massenproduktion nähert sich mit ihrem hyperbelhaften Aufstieg offensichtlich einer Lage, in der

das rituelle marktwirtschaftliche und konjunkturpolitische Denken nicht mehr anwendbar ist. Die industrielle Gesellschaft hat sich durch manische Steigerung des Technizismus und Ökonomismus in eine Lage versetzt, die nur mit völlig anderen Denk- und Handlungsweisen gemeistert werden kann als mit der „conventional wisdom“ (Galbraith), in der die heutige Generation erzogen ist. Not hat den Menschen in seinem individuellen Denken und Handeln und in seinen Gesellungsweisen und wirtschaftlichen Institutionen geformt; die Not ist im Schwinden, also gilt es, das individuelle wie auch das soziale Leben mit einem neuen Geiste zu erfüllen und es in neue Formen zu gießen. Mit den hier entwickelten Gedanken ist nur ein Hinweis gegeben; die Zukunftsproblematik ist viel zu verwickelt, um ihr mit ihnen beizukommen. Es bleibt durchaus ungeklärt, welchen Flug die Menschheit nehmen wird, wenn sie sich einmal der Erden-schwere materieller Not völlig entledigt haben wird. Unsere Ahnen hatten in dieser Hinsicht deutlichere Vorstellungen. Sie erbauten, trotz aller ihrer heute kaum noch zu begreifenden irdischen Sorgen, gewaltige Kathedralen, hochragende Türme, Himmelsleitern, über die hin sie in ein Reich der Seligen einzugehen hofften, um dort in alle Ewigkeit des göttlichen Geistes zu genießen. Ja schon vor fünftausend Jahren schufen die Nilbewohner mit ungeheuren Leiturgien Tempel und Begräbnisstätten von atemberaubender Großartigkeit und mit den kultischen Feiern darin griffen sie an die Sterne und in die Äonen, sie fühlten sich wahrhaftig dem All verbunden. Jene nihilistische Vorstellung, die den Menschen mit seinem Tode in Nichts zerfließen läßt, gibt ihm freilich nicht die Kraft, ein neues Haus für die Zukunft zu bauen. Um die gesellschaftlichen Probleme, vor denen sie steht, zu meistern, muß die Menschheit vorerst einmal zur Klarheit darüber gelangen, welches denn ihre eigentliche Bestimmung ist.